

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

einer Höhe von 300 Fuß sich erhebenden Hügel erbaut, von wo aus eine weite, herrliche Aussicht, sowohl auf das Meer, wie auf die an Naturschönheiten so reiche Südküste sich eröffnet. Kein Wunder also, daß es hier und in der Nachbarschaft förmlich von Besuchern wimmelt, und daß in Durban und anderen Städten gemeinschaftliche Ausflüge hierher zur Tagesordnung zählen. Besonders stark ist dieser Andrang während der milden von ewigem Sonnenschein begleiteten Wintermonate; denn da ziehen reiche Farmer mit ihren Familien vom kalten Binnenlande gerne der warmen Küste zu, um hier die Rückkehr des Frühlings abzuwarten.

Die Engländer sind nun einmal Freunde des Sports und wissen sich prächtig zu unterhalten. Die einen wandern hinaus zur See, schauen der Meeresbrandung zu, wo sich die schäumenden Wogen am Felsenriffe brechen, oder sammeln Muscheln, Meeresblumen und andere Raritäten am sandigen Ufer. Andere rudern in Booten auf dem Umkomaas, der hier bei seiner Breite und äußerst langsamem Lauf fast einem von bewaldeten Höhen umgebenen See gleicht, während wieder andere sich dem edlen Fischfang ergeben. Die vornehmsten Herren kann man da barfuß und mit aufgestrempelten Hosen, die Angelrute in der Hand und fukstief im Wasser stehend auf ihrer Beute lauern sehen.

Ich erwähnte soeben den einem See gleichenden Charakter des Umkomaas. Das ist übrigens bei allen hiesigen Küstenflüssen der Fall. Der Grund ist einfach dieser: Die genannten Wasserläufe haben bei ihrer Mündung ins Meer nur ein sehr geringes Gefäß. Das Meer aber wirkt der Flußmündung gegenüber mächtige Sandbänke auf, durch die das aufgestaute Flußwasser nur langsam durchsickert, weshalb es vielfach mehr einem stehenden Wasser, als einem Flusse gleicht. Fallen dann im Hochsommer die großen Regengüsse ein, welche oft in wenigen Stunden den Wasserstand dieser Küstenflüsse um 10 bis 15 Fuß und darüber steigen machen, so brechen sie rasch die vorgelagerten Sandbänke durch und legen die Flußmündung wieder frei. Es dauert dann manchmal ziemlich lange, bis letztere neuerdings gänzlich verlandet.

Von vielen Seiten hörte ich auch schon den herrlichen Sonnenauf- und Untergang rühmen, den man so häufig am Umkomaas bewundern könne. Doch solche Naturschönheiten muß man persönlich sehen; sie zu beschreiben ist mir, einem einfachen Laienbruder, nicht möglich.

Auch die weitere Bahnstrecke von Umkomaas bis Port Shepstone ist unvergleichlich schön. Da folgt ein farbenprächtiges Bild auf das andere. Jetzt geht der Zug an scharfen Felsenriffen vorbei durch weißen, reinen Küstenand, gleich darauf durch Wald und Busch, wo alles grünt und blüht. Zwischen den dunkelgrünen Bananenbäumen erblicken wir eine Schar munterer Affen, während hart nebenan ein Vock mit prächtigem Geweih aufgeschreckt von dem rasselnden Zug, im tiefsten Dickicht einen Schlupfwinkel sucht. Draußen auf hoher See geht ein mächtiger Dampfer dem Süden zu, rings um ihn fliegt eine Schar Seemöven, die seiner Schnelligkeit nur zu spotten scheinen. Hier ist eine Brücke, da eine Flußmündung, dort eine Bucht, dann kommt wieder ein parkähnlicher Busch, eine herrliche Ebene mit üppigem Graswuchs, stellenweise von der sogenannten Zwergpalme überhattet. Letztere hat gerade hier an der Ostküste Südafrikas ihre eigentliche Heimat und wird von den Kaffern „Mala“ genannt. Ihre Blätter eignen sich vorzüglich zur An-

fertigung von Strohthülen, niedlichen Körbchen und ähnlicher Flechtarbeiten. In Mariannhill ist seit Jahren eine eigene Palmenflechtereie eingerichtet, und die Arbeiten dieser Kinder haben bei den zahlreichen Besuchern schon vielen Anklang gefunden.

Bei Scotburgh, das auch wegen seiner guten Fischerei einen Namen hat, steht ein kleiner, 23 Fuß hoher Leuchtturm, der auf ein gefährliches Riff aufmerksam macht, das 2½ Meilen entfernt draußen im Meer liegt. Ueber Port Ragnie kommen wir sodann nach Alexandra Junction. Hier zweigt die Umzinto-Bahn ab, welche zu den großen Zuckerseldern bei Esportanza 2c. und an unsern Missionsstationen Himmelberg, St. Michael, St. Jzidor und Mariatal vorbei nach der Natal-Cap Linie führt. Wir aber passieren den Umzinto-River und behalten die Richtung nach Süden. Port Shepstone zu, bei.

Doch, werfen wir zuvor noch kurz einen Blick nach rückwärts. Von Port Ragnie bis Port Shepstone d. h. auf der verhältnismäßig kurzen Strecke von 36 engl. Meilen oder 12 deutschen Stunden passieren wir nicht weniger als 22 größere und kleinere Flüsse. Die darüber führenden Brücken haben eine Gesamtlänge von 5730 Fuß. Die größten davon sind die über den Tzaja, und den Umwalumi-River, von denen die erstere 720, und die letztere 630 Fuß mißt.

Endlich kommen wir nach dem an der Mündung des Umzimvulu gelegenen Port Shepstone. Die Stadt ist neuesten Ursprungs; sie wurde erst im Jahre 1877 gegründet und nach einem der berühmtesten Kolonisten Natal's Sir Theophilus Shepstone benannt. Die meisten Ansiedlungen, unter welchen namentlich ein Hotel und ein Sanatorium hervorstechen, liegen jenseits des Umzimvulu auf einem imposanten Hügel. Die Mündung des vielgenannten Flusses, der hier eine ganz respectable Breite aufweist, ist leider bis auf einen kleinen, nur wenige Fuß breiten Kanal ebenfalls verlandet und nur zur Zeit eines Hochwassers frei. Der Hafen von Port Shepstone hat schon manche Summe Geldes verschlungen, und es dürfte voraussichtlich noch lange dauern, bis er überhaupt für einen größeren Schiffsverkehr gehörig adoptiert und eingerichtet ist.

Die Strecke von Port Shepstone nach unserer kleinen Missionsstation Maria-Stella, wo ich nun einige Tage stiller Sammlung und geistiger Erholung zubringen soll, ist ebenfalls hochromantisch. Alle die vielen Berge und Hügel ringsum sind von der Fußsohle bis Gipfel mit Tee, Zuckerrohr und Obstbäumen bepflanzt und legen ein beredtes Zeugnis ab für den Fleiß, die geistige Regsamkeit und den Kunstsinne der hiesigen Kolonisten.

Damit will ich für heute Abschied nehmen von unseren geehrten Lesern. Wohl ruft die breite Wasserfläche des nahen Umzimvulu in meinem Geiste die lebhafteste Erinnerung an eine interessante Geschichte wach, die ich einst in seinen Wassern erlebt, doch die Erzählung derselben will ich auf ein anderes Mal verschieben.

Südafrikanische Reiseerlebnisse.

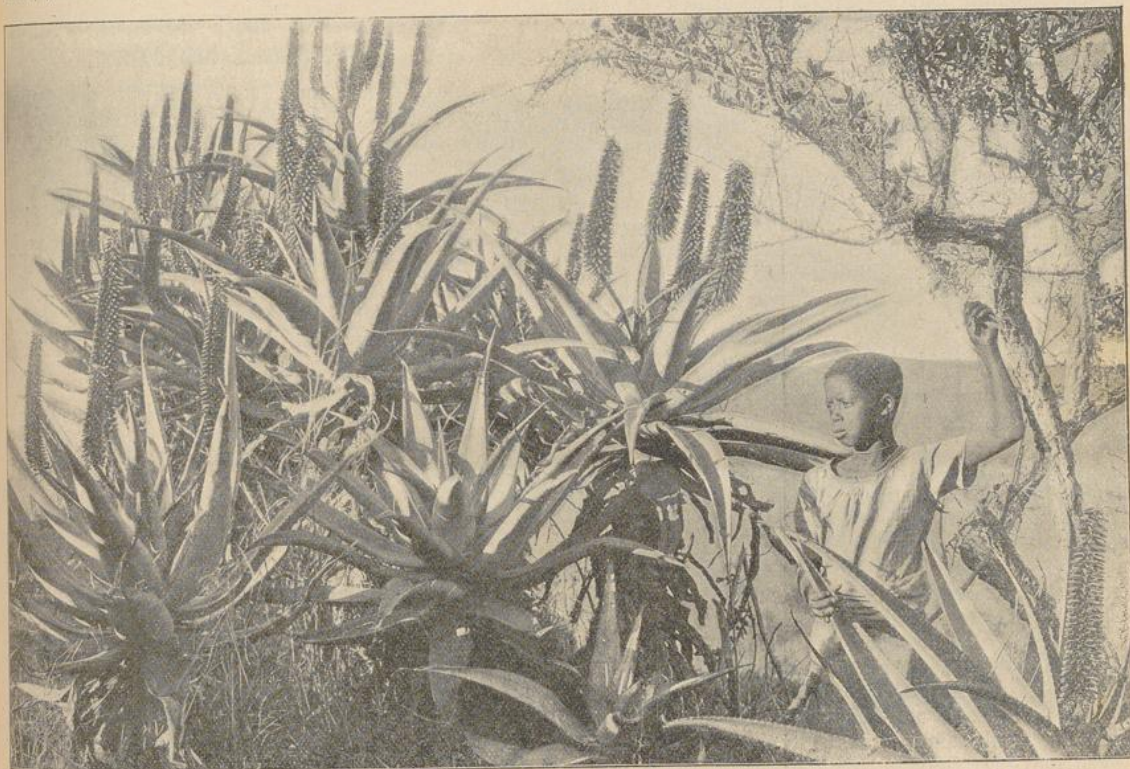
Von A. Vogelmann.

Diesmal werden die geehrten Leser des Bergeheimnichts in die Zeit des ersten Versuches einer südafrikanischen Missionsgründung seitens des damaligen Priors P. Franz zurückgeführt, die er auf Ver-

anlassung des Bischofes Ricards von Grahamstown im östlichen Teile der Kapkolonie auf einer vom Bischofe schon früher für diesen Zweck erworbenen Farm gemacht hatte. Zur Erinnerung an eine altberühmte, aber längst „säkularisierte“ Zisterzienserabtei Irlands hatte man der Station den Namen Dunbrody-Abtei gegeben.

Im Herbst 1881 sah sich aber P. Prior Franz genötigt, den Bettelsack auf den Rücken zu nehmen und bei seinen europäischen Freunden anzuklopfen, da dem Bischof, dem Brotherrn der Trappisten, das Geld zur Reize ging, ehe letztere instande waren, auf eigenen Füßen zu stehen. Bei dieser Gelegenheit suchte er in Deutschland auch einen Ingenieur, der ihm für Dun-

(Weißflusses) an passender Stelle einen Staudamm einzubauen, durch den dann allerdings eine ungeheure Menge Wassers aufgestaut werden konnte, vorausgesetzt, daß es tüchtig regnete; denn dieser Fluß ist ein richtiger Regenschuß, d. h. er wird nur durch wenige Quellen gespeist, und ist daher fast ausschließlich vom Regen abhängig. Da aber in den subtropischen Gegenden die Regenzeit nicht mit jener mathematischen Pünktlichkeit eintritt, wie in den tropischen, so mußte auch mit Fehljahren gerechnet werden. Nach Aussage der umwohnenden Farmer gab es deren durchschnittlich in 7 Jahren 2 bis 3; darnach konnte man also ungefähr jedes zweite Jahr auf Fällung des Dammes rechnen, und falls man absolut dort bleiben



Blühender Aloe.

brody einen Plan für künstliche Bewässerung ausarbeiten sollte; und hiefür stellte ich mich ihm damals zur Verfügung.

Mit der künstlichen Bewässerung Dunbrodys hatte es freilich seine Haken, denn zum Bewässern gehört bekanntlich vor allem Wasser, damit happerte es aber auf der neuen „Abtei“ gar sehr. Wohl fließt der Sunday-River (Sonntagsfluß) durch die Farm, der auf den Landkarten mit einem ziemlich dicken Strich angegeben ist, und der auch zur Regenzeit zum reißenden Strome anschwellen kann; in der damaligen Trockenperiode konnte er fast trockenen Fußes überschritten werden, wenn man als geübter Turner von Stein zu Stein sprang. Außerdem liegt sein Bett von 20 bis 50 Fuß unter dem zu bewässernden Ackerboden; Pumpen aber kamen bei dem Mangel an Holz und Kohlen so teuer, daß daran gar nicht zu denken war. Der einzige Ausweg war, in das gleichfalls tief aus-

gewachsene Bett eines Nebenflusses, des White-River, mußte, hätten auch reine Vegetarianer, wie die Trappisten, sich schon zur Not durchschlagen können.

Es war jedoch gut für die Trappisten, daß sie die Kosten und Arbeiten für den von mir projektierten Damm nicht aufwendeten, und daß sie zuletzt überhaupt von dort wegzogen, denn die Aussage der Farmer erwies sich für jene ganz außerordentlich trockene Periode als unzutreffend. Als ich nämlich drei Jahre später, d. h. im Dezember 1884 auf einem Ritt von Queenstown nach Port-Elizabeth über Dunbrody kam, das inzwischen von den Jesuiten als Akklimatisationsstation für ihre Sambezi-Mission übernommen worden war, hatte sich dort während dieser ganzen Zeit keine Regenperiode mehr eingestellt. Der White-River, der im März 1882 noch kleine Seen und Tümpel aufwies und an seinem Ufergelände durch kleine Quellen gespeist wurde, war vollständig ausgetrocknet; kein Tropfen Wasser war vorhanden und das Feld von der afrikanischen Sonne gelb und braun gebrannt.

Im Dezember 1881 also war es, daß ich in Dunbrody eintraf, wo damals der hochw. P. Joseph als Sub-Prior funktionierte, der gegenwärtig auf der Station Emaus in Ostgriqualand weilt und dem Ehrw. Abt Franz bis zur letzten Stunde in treuer Liebe zur Seite stand. P. Joseph wäre damals schon längst einmal gerne der Einladung des Hochwürdigsten Bischofs nach Grahamstown gefolgt, wenn er einen der englischen Sprache einigermaßen kundigen Reisebegleiter gehabt hätte. Da ich nun damals schon ein paar Worte englisch parlieren konnte, entschloß er sich, den Besuch in meiner Begleitung auszuführen.

In der Weihnachtswoche fuhren wir beim ersten Morgengrauen per Ochsentarre, die mit flinken Trabochsen bespannt war — die Pferde waren an einer Seuche krepirt — nach der gute sechs Wegstunden entfernten Bahnstation Corney ab. Der Eisenbahzug brachte uns bald nach einem Kreuzungspunkt, wo wir umsteigen mußten. Nachdem wir in der Restauration ein bescheidenes Frühstück eingenommen hatten, stiegen wir „natürlich“ in einen falschen Zug und mußten infolgedessen auf der nächsten, ganz einsam in der afrikanischen Wildnis gelegenen Station aussteigen. — „Nichts als Zebirge und Fegend“ hätte ein Berliner gesagt. Immerhin fanden wir daselbst ein solides, aus Steinen erbautes Stationshaus mit einem netten jungen Ehepaar. Die Leute waren katholisch und hatten eine ungeheure Freude über die Ankunft eines katholischen Priesters, denn sie hofften, daß ihr erst neulich angekommenes erstes Baby nun auch gleich getauft werden könnte. Da aber P. Joseph die bischöflichen Fakultäten nicht besaß, mußte er die Freude der guten Leute zu Wasser werden lassen.

Unser Mißgeschick hatten wir von da nach Grahamstown telegraphiert, und so kamen wir nach einigen Irrfahrten, wenn auch etwas verspätet, noch immer bei guter Tageszeit an unserm Bestimmungsort an, wo uns ein am Bahnhof wartender Geistlicher in einen bereitstehenden „Spider“ (leichte, weispurige Chaise) packte und nach der bischöflichen Residenz beförderte.

Leider war der Hochwürdigste Herr Bischof nicht zu Hause; er hatte sich über die Feiertage nach Port-Elizabeth begeben und war noch nicht zurückgekehrt. Das bischöfliche Palais war nur von zwei Pfarrgeistlichen und zwei Jesuiten bewohnt. Die letztern waren zur Erholung aus der Sambesi-Mission zurückgekehrt und nun in einem kleinen Colleg tätig, das die Jesuiten in Grahamstown unterhielten. Einer derselben, ein sehr lieber Herr mit einem prächtigen schwarzen Bart, war aus Nachen gebürtig und wußte die interessantesten Abenteuer zu erzählen. Einmal z. B. sei er Nachts im Fieberdelirium in den Sambesi gesprungen, wo es bekanntlich von Krokodilen nur so wimmelt. Doch das kühle Bad bekam ihm gut, und er sei mit heiler Haut davongekommen.

Auch die übrigen Herrn, von denen mir namentlich noch ein Holländer mit dichtem grauen Vollbart als energische, aber etwas farlastisch angelegte Natur in Erinnerung ist, erwiesen uns alle Ehren der Gastfreundschaft, nur fühlten sie einige Verlegenheit über den Umstand, daß P. Joseph im schwarz-weißen Ordenskleid gekommen war. Sie meinten, es sei dies in einer ganz protestantischen Gegend nicht ratsam, und ließen ihn deshalb am nächsten Tag die hl. Messe nicht in der Kathedrale lesen, deren statlicher Bau Tags zuvor sein Interesse in so hohem Grade erweckt

hatte, sondern führten ihn durch allerlei Seitengäßchen in den Garten eines benachbarten Schwersterkonventes, in dessen Kapelle er in Frieden zelebrieren konnte.

P. Joseph war eben ein Sohn des P. Franz, und der dachte in diesem Stücke ganz anders. So erzählte er mir z. B. im Dezember 1890, als ich ihn in Mariannhill besuchte, er sei einmal in Berlin, als er bei einem hohen Herrn vom Auswärtigen Amt eine Audienz hatte, im vollen Trappistenstaat, d. h. mit der Kulle (einem weißen, in malerischem Fallengewurf bis zu den Knöcheln reichenden Mantel mit Kapuze) vorgefahren, ohne daß merkwürdiger Weise die Welt untergegangen; und auch Berlin und das auswärtige Amt stehen heute noch.

(Schluß folgt.)

Menschliche Lebensdauer.

Denken wir uns eine Million neugeborener Kinder. Beinahe 150 000 derselben verschwinden von der irdischen Laufbahn noch im Laufe des ersten Jahres, im zweiten Jahre treten weitere 50 000 aus den Reihen. Nach Ende des 13. Jahres fehlen wieder gegen 30 000, nach 45 Jahren aber beträgt die Zahl der Verbliebenen 500 000. Nach 60 Jahren sähe man von den anfänglichen 1 000 000 Menschen nur noch 170 000 grauhaarige Leute, deren Zahl sodann nach weiteren 10 Jahren auf etwa 970 zusammenstimmt. Nach 90 Jahren sind kaum noch 200 übrig und vielleicht kaum Einer von der ganzen Million wird das Alter von 100 Jahren erleben.

Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen beträgt 33 Jahre, manche Statistiker nehmen sogar nur 28 Jahre dafür an. Ein Viertel der Geborenen stirbt vor dem 18. Lebensjahre; von 100 erreichen durchschnittlich nur sechs das Alter von 60 Jahren, und von 500 sieht kaum Einer das 80. Lebensjahr. Jeden Tag sterben etwa 50 000 Menschen, einer in jeder Sekunde.

Wenn du 17 Jahre alt bist, so ist dir eine Gnade widerfahren, welche der Hälfte deiner Altersgenossen nicht zuteil geworden, und hat dich Gott bis zum 60. Lebensjahre aufgespart, so ist das eine Begünstigung, welche nicht der fünfte Teil der Menschheit genießt. Hast du schon ernstlich darüber nachgedacht? Benütze die kostbare Zeit, sie ist der Kaufpreis für eine glückselige Ewigkeit!

Harun al Raschid und die Traumausleger.

Der Kalif Harun al Raschid (um 800) träumte einst, all seine Zähne seien ihm ausgefallen. Er ließ einen Traumausleger kommen, und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, daß du alle deine Verwandten sterben sehen wirst.“ Der Kalif, erzürnt über die üble Auslegung, ließ ihm hundert Stockschläge geben, und einen anderen Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen deinen Anverwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, daß du sie alle überleben wirst.“ Der Kalif ließ ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt auf die Art und Wendung im Ausdruck an.